

«Wir sind im Blindflug»

Die Schweiz habe immer mehr Gutausgebildete, die viel bessere Leistungen bringen müssten, sagt der Bildungsforscher Stefan Wolter. Ihn störe, dass niemand wissen wolle, warum das so sei, betont er im Gespräch mit Sebastian Briellmann

Herr Wolter, durchlebt die Schweiz gerade eine der grössten Bildungskrisen?
Das kann man so nicht sagen. Was aber stimmt: Die Schweiz konnte zwar in der letzten Pisa-Studie sogar Ränge gewinnen, aber nur deswegen, weil die anderen Länder noch schlechter wurden. Beim Pisa-Test für Erwachsene sieht es auch nicht viel besser aus. Wir sind zwar besser als der OECD-Durchschnitt, müssten angesichts des Bildungsstandes der erwachsenen Bevölkerung jedoch deutlich besser sein.

Was sind die Gründe dafür?

Bei Pisa fragt sich das die ganze Welt. Wir wissen es nicht. Den einen Grund scheint es nicht zu geben. Man sagt beispielsweise, dass es an der Digitalisierung liegen müsse. Das ist schwer möglich, sind wir doch so «gut» wie bei der ersten Messung im Jahr 2000 – und damals gab es keine Digitalisierung. Covid kann es bei uns auch nicht sein, wie wir dank Untersuchungen wissen.

Irgendwelche Befunde muss es für die Schweiz doch geben.

Nein, wir sind im Blindflug, was schlimm ist, weil wir zwingend besser abschneiden müssten.

Warum ist das klar?

Wir investieren so viel Geld in die Bildung wie nie zuvor. Trotz steigenden Schülerzahlen sind die Klassen nicht grösser geworden, dafür das Hilfsangebot. Zweitens – und das gilt besonders für die Erwachsenen: Deren Kompetenzen sind praktisch identisch wie vor 23 Jahren. Dabei müssten diese viel höher sein. Heute haben viel mehr Menschen einen tertiären Bildungsabschluss. Höhere Bildung sorgt für bessere Resultate. De facto sind wir in der Schweiz alle schlechter geworden. Besser als der Durchschnitt zu sein, genügt deshalb nicht. Nein, das Resultat ist schlecht, und es muss uns beschäftigen.

Warum beschäftigt es uns nicht genug?

Die Schweiz hat eine Aversion gegen das Testen. Das ist für viele ein Vorteil, weil man behaupten kann, was man will. Jeder Vergleichstest ist ein politischer Kraftakt. Weil sich alle davor drücken. So kann man dahindümpeln, weil man sich den Spiegel so selten vorhält. Es gibt bei uns Reformen, die gross angekündigt und mit schönen Worten beschrieben werden – aber nie wird die Abmachung getroffen, welches Ziel damit erreicht werden soll, und noch viel wichtiger: wie man die Zielsetzung einmal auch überprüfen will. So stehlen sich alle aus der Verantwortung. Das ist ein Trend, der sich überall zeigt.

Wie äussert sich das?

Eine Mitarbeiterin eines grossen Unternehmens hat in einem Vortrag von einer grossen Reform erzählt, die sie verantwortet – die Geschäftsleitung hat dafür mehrere Millionen gesprochen. Da dachte ich mir: Das ist wissenschaftlich interessant, diese Reform könnte man doch evaluieren. Nach dem Referat habe ich sie gefragt, ob das Projekt wissenschaftlich begleitet werde. Sie hat mich entgeistert angeschaut und gefragt: Spinnen Sie? Und gesagt: Sie gehe doch nicht zur Geschäftsleitung und verlange Millionen – um dann überprüfen zu lassen, dass die Reform am Ende vielleicht gar keine gute Idee gewesen sei. Wie man sieht, ist es nicht nur im Bildungswesen so, sondern auch in der Privatwirtschaft. Niemand will scheitern.

Fakten gibt es trotzdem. Sie selbst haben nachgewiesen, dass etwa zu hohe Maturitätsquoten kontraproduktiv sind für viele Schüler, die eigentlich nicht gut genug fürs Gymnasium sind. Kein Wunder, schneiden Erwachsene trotz tertiärer Bildung schlechter ab ...

Wir wissen: Je höher die Gymnasialquote, desto niedriger die Abschlussquote an der Uni. Aber selbst hier, wo wir Fakten haben, nützt es wenig. Weil politisch nichts zu machen ist.



«Wir investieren so viel Geld in die Bildung wie nie zuvor», sagt Stefan Wolter.

CHRISTIAN BEUTLER / KEYSTONE



KEYSTONE

Stefan Wolter
Professor für
Bildungsökonomie an
der Universität Bern

Warum?

In der Westschweiz kann die Politik die Gymnasialquote nicht einfach halbieren – aus Angst vor den Wählern, die das gar nicht goutieren würden. Wir haben in einem Experiment gezeigt: Wenn die Erfolgchancen des Kindes im Gymnasium schwinden, würden Deutschschweizer Eltern ihr Kind ab einem gewissen Punkt nicht mehr ans Gymnasium schicken. In der Westschweiz hingegen hatte das Risiko keine Auswirkung auf die Präferenz für das Gymnasium. Aber es gibt dafür auch noch andere Gründe.

Welche?

In der Westschweiz gewichtet man den Aspekt, allen eine Chance zu geben, höher – und ist bereit, dafür den Preis von höheren Ausfällen zu zahlen. Wenn wir annehmen, dass 25 Prozent der Schüler gut genug fürs Gymnasium wären, dann nimmt man in Genf lieber 45 Prozent, damit die richtigen 25 Prozent mit Sicherheit dabei sind. Konservativere Kantone nehmen hingegen nur 15 Prozent, weil sie die Ausfallquote tief halten wollen. Zum Preis, dass man 10 Prozent ausschliesst, die das Gymnasium auch geschafft hätten.

Das ist doch gut? Diese 10 Prozent machen dann tolle Lehren, gründen Unternehmen, das stärkt das duale System.

Persönlich bin ich da voll auf dieser Linie, aber aus der individuellen Sicht der Eltern sieht das anders aus. Für das Bildungssystem als gesamtes ist es aber – vorausgesetzt es ist durchlässig, wie in der Schweiz – besser, dass man dort einsteigt, wo man realistische Chancen auf Erfolg hat. Ein Aufstieg ist immer möglich. Umgekehrt gilt: Wenn man zu hoch eingestuft wird, aus dem Gymnasium fliegt oder das Unistudium nicht schafft, besteht die Gefahr, dass der Misserfolg derart demotiviert, dass man weniger weit kommt. Im internationalen Vergleich sind wir aber vorbildlich.

Können Sie das ausführen?

Ich kann das anhand einer persönlichen Anekdote erzählen. Einmal ging ich zum Coiffeur und wurde von einer jungen Frau bedient, die ich noch nie zuvor gesehen hatte. Weil sie nur am Samstag arbeitet. Unter der Woche studierte sie. Ich wollte schon aufstehen – und habe sie gefragt: Sind Sie überhaupt eine Coiffeuse? Sie erzählte mir ihre Geschichte: Als Teenager sei sie schulisch komplett unmotiviert gewesen, mit entsprechend

schlechten Noten. Eltern und Lehrer meinten, da würde nur diese Lehre bleiben. Sie zog diese durch, aber dachte irgendwann: Das kann's doch nicht gewesen sein. Sie machte die Berufsmaturität und studierte danach Biochemie. Das ist Durchlässigkeit. Im Vergleich zu Schweden etwa ...

... wo Sie wieder beim Coiffeur gewesen sind?

Ja. (Lacht.) Das ist wirklich wahr. Dort habe ich die Coiffeuse gefragt, welchen Bildungsweg sie durchlaufen habe. Zuerst eine Matura mit Schwerpunkt Medien. Der einfachste Weg, weil sie nicht wirklich eine gute Schülerin war. Danach habe sie realisiert, dass ihr das wenig bringe, da in Schweden die Unis die Studenten auswählen könnten und sie keinen Studienplatz gefunden habe. Darum musste sie – privat finanziert – ihre Coiffeuse-Ausbildung machen. Als Teenager waren wohl beide schulisch gleich schlecht. Welcher Pfad ist nun aber langfristig der bessere gewesen?

Dennoch haben wir in der Schweiz zu viele Menschen, gerade aus dem Ausland, mit ungenügenden Kompetenzen.
Das ist so. Der Anteil an Migranten mit ungenügenden Kompetenzen ist viel zu hoch – was aber auch damit zusammenhängt, dass die Schweizer Wirtschaft immer noch zu viele schlecht ausgebildete Personen aus dem Ausland holt. Das ist eine Hypothek.

Holen wir die falschen Migranten?

Die Wirtschaft «füllt» mit Migranten die Löcher, wo es sie gibt. Der Schweizer will nicht putzen und servieren – und Ärzte und Astrophysiker haben wir nicht genug. Früher war es allerdings noch schlechter, denn mit dem Kontingentsystem holten wir nur die Unqualifizierten. Durchschnittlich ist die Qualifikation heute deshalb besser, aber bipolar. Der eine Pol ist gleich oder besser qualifiziert als die Schweizer, der andere sehr viel schlechter.

Was hat das für Folgen?

Schlecht qualifizierte Migranten belasten im Durchschnitt das Bildungssystem nicht selten über Generationen, weil auch ihre Kinder und Enkel wegen der Bildungsferne der Eltern eher Probleme haben. Aber eben: Das sind Menschen, die mit einem Arbeitsvertrag hierherkommen. Die Schweizer Wirtschaft will sie. Und die Migration ist auch nicht hauptverantwortlich für unsere schlechten Bildungsergebnisse. Wir haben heute

besser qualifizierte Migranten, und es sind vor allem die einheimischen Schüler, die in den letzten zwanzig Jahren schlechter geworden sind.

Läuft es anderswo besser?

Teilweise schon. Die Niederlande, Schweden und Norwegen haben auch den freien Personenverkehr, viel Zuwanderung, zahlen hohe Löhne – und sie schneiden beispielsweise im OECD-Vergleich bei den Kompetenzen der Erwachsenen besser ab. Und Durchschnitt genügt für ein Land mit der Wertschöpfung wie jener der Schweiz nicht. Wo sollen in Zukunft die Arbeitsplätze entstehen für den Viertel der Schulabgänger, die keine adäquaten Kompetenzen in Grundlagenfächern haben? Meine Sorge ist, dass es zwar derzeit noch zu viele solcher Jobs gibt, aber wir sie uns auf die Dauer nicht mehr leisten werden, wenn man bedenkt, was Automatisierung, Robotisierung und künstliche Intelligenz können.

Wird das unterschätzt?

Ja, weil dank der Technologie schlecht oder mittelmässig Ausgebildete nun Aufgaben erfüllen können, die eigentlich viel höhere Kompetenzen erfordern würden. Wirtschaftlich und gesellschaftlich wird das aber zunehmend ein Problem, denn diese Menschen haben zwar eine Leistung von kompetenten Personen, bleiben selbst aber inkompetent. Wem gehört dann der Mehrwert ihrer Arbeit? Nicht ihnen, sondern den Besitzern der Technologie. Für den Arbeitsmarkt und die Sozialpartnerschaft kann das zu schwierigen Auseinandersetzungen führen.

Was droht da?

Nun, einerseits die Gefahr der Erosion des Mittelstandes, weil schlechter gebildete Personen seine Jobs übernehmen – aber deswegen ökonomisch nicht in den Mittelstand aufsteigen. Andererseits, weil KI nicht nur jene mit mittelmässigen Kompetenzen trifft, sondern nun auch jene gefährdet, die Jahre in ihre Ausbildung investiert haben oder es tun könnten.

Wie wirkt sich das konkret aus?

Ich kann das am Beispiel des Anwalts beschreiben. Früher lebten der Anwalt und der Volontär praktisch in einer Symbiose. Der Anwalt konnte die wenig anspruchsvollen Arbeiten auslagern, und der Volontär erwarb sich Kompetenzen, indem er einen Monat lang nach relevanten Gerichtsurteilen recherchierte. Heute kann der erfahrene Jurist dies dank KI in wenigen Minuten selbst erledigen. Er braucht keinen Volontär mehr, und zwar nicht deswegen, weil er Geld sparen will, sondern wegen der Zeitersparnis, die es ihm ermöglicht, viel mehr Fälle annehmen zu können. Das Problem ist: Wie soll sich der künftige Jurist dann das nötige Wissen aneignen, um später selbst ein Profi zu werden?

Wie kann man dem begegnen?

Weniger mit der Frage, welche menschlichen Kompetenzen überflüssig werden, sondern damit, welche Kompetenzen der Mensch entwickeln muss, damit er die Technik zu seinen Gunsten nutzen kann. Derzeit sehe ich in der Wirtschaft und der Bildung eine Dualität. Die einen, die schon sehr fix unterwegs sind und es nicht an die grosse Glocke hängen – damit die Konkurrenz nicht aufgeschreckt wird oder die Gewerkschaften keine Angst vor Stellenabbau bekommen. Und die anderen, die verarmlos oder sich gar darüber lustig machen, im Stile von: Haha, in der Computerübersetzung hat es zwei Fehler. Darauf entgegne ich: Wie viele Fehler hätte ein Mensch gemacht? Und wie oft macht ein solches System den gleichen Fehler zweimal? Dass die Arbeitswelt und das Bildungswesen durch KI fundamental verändert werden, ist für mich klar – und muss ernsthafter diskutiert werden.